

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Oberst Eugen Rheinau †. Ein Lebensbild. Von Gymnasialdirektor a. D.
Albert Dammert

[urn:nbn:de:bsz:31-337478](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337478)

Oberst Eugen Rheinau †.

Ein Lebensbild.

Von Gymnasialdirektor a. D. Albert Dammert.



St die schmerzliche Klage Schillers in den Versen, die er zum „Antritt des neuen Jahrhunderts“ dichtete:

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermisst sie kaum;
Doch auf ihrem unermessenen Rücken
Ist für zehnen Glückliche nicht Raum!

heute noch berechtigt? Heute, wo auf Grund einer staunenswerten Fülle von unvergleichlichen Forschungen, Entdeckungen und Erfindungen auf allen Gebieten des Wissens, Könnens und des praktischen Lebens die Kultur einen Riesenschritt getan hat, wo die Verbesserung und Steigerung der Lebenshaltung aller, auch der niedersten Schichten der Gesellschaft in den zivilisierten Staaten selbst von den verbissensten Vertretern der sogenannten Verelendungstheorie nicht mehr geleugnet werden kann und der Humanität in der staatlichen und sozialen Fürsorge für die Unglücklichen und Enterbten wahre Tempel errichtet werden? Oder sollte gar die Wahrheit der Worte unseres Dichters nicht nur für die heutige Zeit zutreffen, sondern selbst noch an Tiefe und Umfang zugenommen haben?

Ein Blick auf das rücksichtslose Hasten, Drängen und Zagen der Menschen nach Erwerb, Ansehen, Macht und Einfluß, auf ihre wilde Eier nach Genuß; die Wahrnehmung, daß der Kampf der Parteien und Interessengruppen immer mehr in häßlich persönliche Berührung ausartet und meist nur sich um selbstliche Interessen dreht, daß die Behandlung sozialer, politischer und religiöser Fragen sich oft bis zum Ekel vergiftet, daß durch planmäßige Verbeugung ganze Klassen der Menschheit zu Unzufriedenheit, Haß und Neid getrieben sind; endlich die Tatsache, daß in den verabschiedungswerten Auswüchsen und widerwärtigen Begleiterscheinungen der heutigen Kultur sich am deutlichsten der Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, also der fried- und freudlose Zustand der Menschheit ausdrückt, alle diese Erfahrungen verschärfen eher noch die in den Versen Schillers ausgesprochene Wahrheit. Wenn heute Rousseau wieder erstände, er würde in viel höherem Maße als vor anderthalb Jahrhunderten in der Lage sein, in glühvoller Beredsamkeit die glücklose Zeit zu beklagen und zur Rückkehr zur einfachsten Natur aufzufordern.

Und doch hat es zu Rousseau's und Schiller's Tagen ebensowenig an Glücklichen gefehlt, als sie unter uns ausgestorben sind. Es wird wohl jeder in seinen Kreisen auf Naturen gestoßen sein, die fest auf sich beruhend, unbeirrt von dem fieberhaften Treiben um sie her, „nicht an den Felsen Vorurteil geschmiebet sind, sich nicht die Leber von dem Geier törichter Wünsche und krankhafter Leidenschaften zerfressen oder von Gemeinheit, Dummheit und Bosheit gewöhnlicher Menschenpackes beunruhigen lassen“. Zu diesen seltenen Erscheinungen, die nicht zerrissen und gespalten in ihrem Denken und Empfinden, in harmonisch ausgeglichener Wesen den Pfad des Lebens harmlos und glücklich wandeln, gehört der Mann, dessen Lebensbild wir in Nachstehendem vorführen.

Ohne vom Schicksal zu großen Taten und bedeutenden Werken bestimmt zu sein, hat er, ganz abgesehen von seiner hervorragenden Befähigung und Tätigkeit in seinem Berufe, von seiner selbstlosen und erfolgreichen Ausfüllung später ihm übertragener Ehrenstellungen, durch sein überall anmutendes Wesen und Wirken Spuren hinterlassen, die im Gedächtnis all der weiten Kreise, mit denen er in Berührung kam, niemals untergehen werden.

Wenn der Satz Goethe's: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!“ einen tiefen Sinn enthält, so ist es gerade die Persönlichkeit des Verewigten, seine immer wohlthuende, lebenswerte Persönlichkeit, die in ihrem Lebenslauf und ihren intimeren und feineren Zügen zusammenfassend darzustellen, seinen näheren Freunden als werter Pflicht erschienen ist.

Eugen Rheinau wurde am 19. Dezember 1833 zu Kaltenherberg im Markgrafenland bei Lörrach geboren. Sein Vater führte daselbst die Posthalterei, die schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts einem Vorfahren von dem Fürsten Thurn und Taxis übertragen worden war. Das Patent über diesen Akt befindet sich, wenn ich nicht irre, im städtischen Archiv in Karlsruhe. Der ungemein rege Verkehr, der außer Last-, Güterwagen und Gefährten aller Art, Reisende aller Nationen von den höchsten Herrschaften in glänzenden Equipagen bis zum Handwerksburschen des Weges daher führte, mußte den lebhaften Knaben zu vielfachen Beobachtungen anregen. Aber tiefer waren die Eindrücke und dauernd für immer, die er aus seinem Leben und Treiben in der freien Natur in sich aufnahm. Noch in späteren Jahren erzählte er mit hoher Befriedigung von den schönen Tagen seiner Kindheit und seines Knabenalters, wo er mit Knechten und Mägden aufs Feld ging und spielend alle Verrichtungen des Landmannes von der Saat bis zur Ernte kennen lernte. Mit Vorliebe verweilte er bei seinen Streifereien im Wald und auf den nahen Bergen, teils mit Kameraden, teils mit Hauslehrern, die ihm zum Zweck der Vorbereitung zum Eintritt in die mittlere Klasse eines damals Lyceum genannten Gymnasiums gehalten wurden. Da legte er den Grund zu der sinnigen Naturbetrachtung, die ihm Zeit seines Lebens eine nie verliegende Quelle erhebender und reiner Freude gewesen ist. Mit ihm einen Gang in freier Natur zu machen, war immer ein Vergnügen. Pflanzen, Strauchwerk und Bäume waren ihm ebenso bekannt wie die Tiere in Wald und Feld und ihr Leben. Er kannte z. B. jeden Vogel durchs Auge und durchs Ohr. Besonders anziehend konnte er sein, wenn er von der Erhabenheit und Schönheit des deutschen Waldes sprach. Selbst in den üppigsten und herrlichsten Vegetationen des Südens habe er, wenn er längere Zeit dort zubrachte, zuweilen leise Sehnsucht nach dem wunderbar geheimnisvollen Leben und Weben des heimatischen Waldes empfunden. Er hat es einmal ausgesprochen, er sehe einen besonderen Vorzug darin, seine Kinder- und ersten Knabenjahre auf dem Lande zugebracht zu haben, und hat die Jugend größerer Städte be-

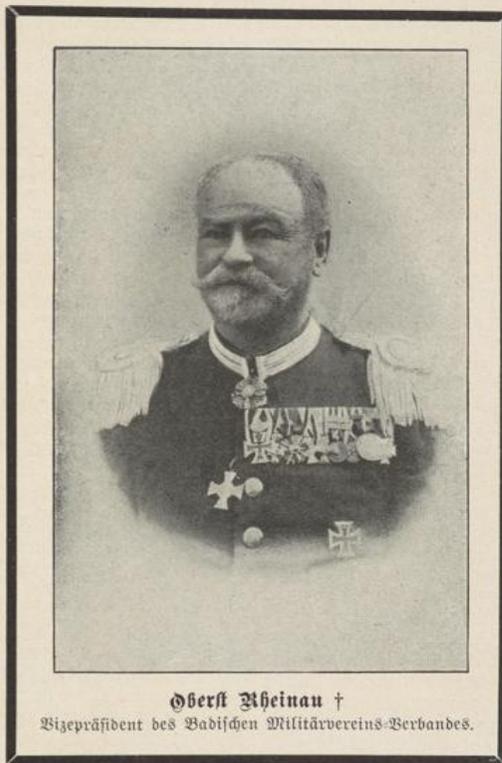
dauert, die fern von der Leib und Seele erfrischenden Landluft, unbekannt mit der anheimelnden Beschäftigung und Tätigkeit des Landmannes, fast unberührt von dem Wechsel der Jahreszeiten und den, sei es großartigen, sei es lieblichen Vorgängen in der Natur gerade die empfänglichsten Jahre verbringe. Wie zutreffend diese Bemerkung war, zeigt sich in den jetzt immer allgemeiner werdenden Bestrebungen, der Jugend durch längere Aufenthalte auf dem Lande kräftigere Impulse zuzuführen, und das oft schon sieche und hinsterbende Dasein der ärmeren Jugend in den Ferienkolonien neu zu beleben.

Nach Beendigung der Vorbereitung zum Eintritt in eine höhere Schule siedelte er nach Freiburg zum Besuch des Lycæums über. Es war ein wichtiger Schritt in seinen jungen Jahren. In seinem reichen Gemütsleben fühlte er sich von den verschiedensten Eindrücken bestürmt. Einerseits lastete noch die Schwere des Abschieds von der teuren Mutter — der ernste, so treubesorgte Vater war tot — und den lieben Geschwistern, von den Spielkameraden und all den Stätten seiner Jugendlust auf ihm, andererseits ging ihm in Freiburg eine ganz neue, ungewohnte Welt auf. Die für ihn damals große und volkreiche Stadt mit ihrem geschäftigen Treiben auf Straßen, Märkten und in Kaufläden gegenüber der Stille des Landlebens, der ihn durch Reglementierung und Beeinflussung seines ganzen Daseins einengende Zwang der Schule gegenüber der kaum durch den losen Jügel seiner Hauslehrer gehaltenen Freiheit und Ungebundenheit in dem elterlichen Hause, das so ganz anders artete Aussehen und Auftreten seiner jetzigen

Mitschüler, als er es bei seinen ehemaligen, meist tief unter ihm stehenden Spielgenossen gewohnt war, alles das, um nur die greifbarsten Punkte zu erwähnen, mochte seinen empfänglichen Sinn anfangs in stärkere Erregung setzen und ihm selbst auf Augenblicke ein gewisses Unbehagen einflößen. Aber Rheinau war ein tapferer Knabe und es bestand keine Gefahr, daß auch nur ein Anflug von Heimweh ihn überkam. Dazu hatte ihm eine gütige Vorsehung zwei ihrer köplichen Gaben als Angebinde in die Wiege gelegt, die auf der einen Seite ihm leicht über alle Schwierigkeiten hinweg halfen, ihn rasch sich in neue Verhältnisse einleben ließen und befähigten, auch den unangenehmsten Erscheinungen und Lebenslagen die beste Seite abzugewinnen, auf der andern Seite ihm in allen Kreisen, in die er ein-

trat, sofort Sympathien erwarben und seiner der Freundschaft und Zuneigung bedürftigen Natur alle Herzen öffneten, zwei Eigenschaften, die die Grundlinien bildeten, auf denen sich sein schöner und lebenswerter Charakter aufbaute, den Frohsinn und die Offenheit. So fühlte er sich denn bald in seiner neuen Umgebung völlig zu Hause. Die in Freiburg verbrachten Jahre hielt er darum immer so hoch, weil er da Freundschaften schloß, die erst mit dem Tode endigten und in keiner Lebenslage, durch keine Trennung an Innigkeit verloren hatten. Besonders diejenigen Mitschüler, die später unmittelbar vor ihm oder mit ihm in's Militär eintraten, haben ihm, wie er ihnen, stets die Treue gehalten. Mit diesen Freun-

den machte er einmal einen Ausflug auf den Feldberg. Als sie oben sich durch einen kräftigen Imbiß stärkten und auch der Becher unter den fröhlichen Knaben kreiste, machte einer den Vorschlag, nach 50 Jahren an demselben Tage auf dem Feldberg wieder zusammen zu kommen — und sich ihre Lebensschicksale gegenseitig mitzuteilen. Dieser Gedanke wurde jubelnd begrüßt; sie gelobten sich, wo immer sie wären, sich durch nichts von dieser Zusammenkunft abhalten zu lassen. Die 50 Jahre verfloßen; der einzig noch außer Rheinau lebende Freund aus der jugendlichen Gesellschaft war durch höhere Gewalt verhindert. So pilgerte denn Rheinau allein mit seiner Gemahlin am bestimmten Tage auf den Feldberg. Er zeigte ihr die Orte, wo sie gerastet, sich gelabt und ihre Lieder gesungen, wo sie gespielt und sich getummelt hatten. Mit Behmut gedachte er der schönen Tage jugendlichen Seins und der lieben Freunde,



Oberst Rheinau †

Vizepräsident des Badischen Militärvereins-Verbandes.

der hochstehenden Jugendpläne und der so verschiedenen Lebensschicksale.

Unwillkürlich sprach er die Worte Schiller's:

„In den Ozean schiffst mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.“

Wenn er bei dieser Gelegenheit eine Rückschau hielt, so konnte er sich mit Beugung sagen, daß wie nirgends in seiner Vergangenheit ein dunkler Punkt zu finden war, so am wenigsten in seinem Verhalten gegen Bekannte und Freunde.

Der Schulbesuch in Freiburg sollte bald auf längere Zeit unterbrochen werden. Frau Rheinau, eine geborene Düberrn, die mit elsässischen und französischen Familien verwandt war, hielt es für

zweckmäßig, daß ihre Kinder der Tradition des Hauses entsprechend die französische Sprache gründlich beherrschen lernten. Sie schickte ihren Sohn daher nach Neuchâtel. Es war gerade die Zeit, als die Stürme der Revolution über unsere unglückliche Heimat dahinbrausten. Wie ganz anders als einige Jahre vorher, wo er noch ein Knabe, der zum ersten Male das elterliche Haus verließ, kaum alle die neuen Erscheinungen Freiburg's sich zurecht zu legen und mit den von verschiedenen Seiten auf ihn einströmenden Eindrücken fertig zu werden mußte, ging er jetzt als Jüngling seinem neuen Bestimmungsort entgegen. Jetzt trat keine, auch nicht die leiseste Störung des seelischen Gleichgewichtes ein. Mit Jubel warf er sich in den Strom des neuen Lebens und schwamm darin herum, als ob er ein echter Schweizerjunge wäre. Das malerisch auf Anhöhen gelegene, wohlhabende Städtchen mit dem See und seiner reizvollen Umgebung, dem vielfach romantischen Jura, bot ihm eine unerlöschliche Abwechslung zur Befriedigung seines Bedürfnisses sich an schöner Natur zu laben. Und vollends die Alpenwelt, deren Großartigkeit und majestätische Pracht er so oft von seinem elterlichen Hause aus bewundert hatte, wie bildete sie jetzt, wo sie fast greifbar vor ihm lag, das oft aufgesuchte Ziel seiner Sehnsucht! Er wurde nicht müde, die Süd- und Westschweiz zu durchstreifen und eingehend Land und Leute kennen zu lernen. Von diesem einjährigen Aufenthalt in Neuchâtel schreibt sich die Vorliebe Rheinau's für die Schweiz her und zwar nicht etwa bloß für das Land, sondern in gewissem Sinn auch für die Eigenart seiner Bewohner, so wenig er für die Schwattenseiten im Wesen des Schweizervolkes blind war. Nach dem großen Krieg besuchte er die Schweiz öfter, in den letzten 15—20 Jahren regelmäßig, meist sogar zwei Mal, im Frühling und Herbst jeweils etwa 4—6 Wochen, von denen er etwa drei Wochen in seinem geliebten Baden im Margau und die andere Zeit in Zürich oder Genf, überhaupt am Genfer See zubrachte. Er traf sich in Baden mit Herren aus der besten Gesellschaft, einer Art Elite der vornehmen Kreise, hochgestellten Offiziere und Beamten, Forschern, Gelehrten, Fabrikanten, Industriellen u. s. f., Leuten mit weitem Blick, die meist große Reisen und langen Aufenthalt in fernen Ländern und Erdteilen hinter sich hatten, Männern, die den Schweizertypus feithaltend und stolz auf ihre Geschichte und die soziale und kulturelle Entwicklung ihres Landes doch vorurteillos genug waren, um fremdes namentlich deutsches Verdienst, deutsches Wesen und deutsche Bildung und Wissenschaft willig und unbefangen anzuerkennen.

Mancher hat, namentlich in den Tagen der Spannung zwischen Deutschland und der Schweiz, Rheinau's intime und gerne gepflegte Beziehungen zu den oben geschilderten Schweizer Herren nicht recht begriffen. Wer aber, wie der Verfasser dieses Nachrufes, Wochen hindurch im „Grand-Hôtel“ in Baden im Margau anlässlich einer Kur, Zeuge dieses Verkehrs gewesen ist, der mußte eine herzliche Freude darüber empfinden, daß Deutschland und besonders das deutsche Heer mit solcher Wärme und Geschicklichkeit, ich möchte sagen inoffiziell, bei einer Reihe von einflussreichen Herren aus allen Teilen der Schweiz vertreten war. Rheinau verstand es nicht nur meisterhaft, in den oft delikaten Gesprächen über deutsche und schweizerische Verhältnisse seinen Standpunkt von allen Seiten zu beleuchten, sondern auch sich in die schweizerischen Anschauungen zu versetzen,

ihre Berechtigung, z. B. hinsichtlich des Militärsystems mit Rücksicht auf die Struktur des Landes, seine historische Entwicklung, seine politische Verfassung u. dergl. anzuerkennen und hatte hinreichendes Wohlwollen, um dieser Anerkennung in liebenswürdigen Formen Ausdruck zu geben. Andererseits welche Hochschätzung und aufrichtiger Zuneigung brachten ihm seine Schweizer Freunde entgegen! Da konnte man von manchem Vorurteil gegen den „freien Schweizer“ zurückkommen.

Der Zweck der Verpflanzung Rheinau's nach Neuchâtel auf ein Jahr wurde vollständig erreicht. Er lernte die französische Sprache gründlich kennen und erwarb sich eine tüchtige Geläufigkeit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck. Dieser Besitz sollte ihm später ein wertvoller Schatz sein. Ich rede nicht von seinen häufigen und langen Reisen im Ausland, wo er die französische Sprache nötig hatte, ich denke zunächst an den Krieg von 1870—71. Wie viele Verlegenheiten seiner Untergebenen oder anderer Angehörigen seines Regiments, die sich mit den Quartiergebern, den Behörden oder sonstigen Franzosen nicht verständigen konnten, mußte er beseitigen, wie viele Streitigkeiten schlichtete, wie oft Mißverständnisse aufklären! Wie wichtig und zugleich wohltuend war es oft für ihn, durch ein paar freundliche Worte die Aufregung der Ortsbewohner zu beruhigen, ihr Mißtrauen, ihre Furcht und bangen Zweifel zu bannen! Er selbst, seine Offiziere und Mannschaften hatten durch das dann in der Regel entgegenkommende und oft geradezu zutrauliche Verhalten der beteiligten Franzosen den Vorteil davon. Nach dem Kriege hatte er in offizieller Stellung Gebrauch von seiner Kenntnis der französischen Sprache zu machen. Im Jahre 1874, als Major nach Metz versetzt, wurde er mit der Vertretung des Gouvernements bei der Stadtverwaltung betraut, um die Interessen der Garnison zu wahren.

Im Herbst 1849 kehrte er nach Freiburg zurück und trat wieder in's Lycäum und zwar in die Ober-Quinta, jetzt Ober-Secunda, ein, absolvierte aber die Klasse nicht vollständig, sondern trat im Sommer 1850 aus, um sich für das Aufnahme-Examen in's Kadettenhaus vorzubereiten.

Nach glücklicher Ablegung desselben begann mit der Aufnahme eine ernste Zeit, die mit der unmittelbar vorher genossenen Freiheit in lebhaftem Widerspruch stand. Die Freiburger Lycisten der oberen Klassen bewegten sich außerhalb der Schulräume fast so ungebunden wie die Studenten der Universität und ahmten deren Korpsleben fast bis auf die Pauferien nach. Den Kadetten aber umfing bei Tag und Nacht ein strenges Reglement. Auch kleine Verstöße wurden rücksichtslos bestraft. Mancher sah Wochen und Monate lang nur die vier Mauern der Anstalt. Und doch fand die überschäumende Lebenslust Zeit und Gelegenheit, sich in tollen Streichen auszutoben. Rheinau hat nie über sein Kadettenhausleben geklagt, auch diese Zeit nicht als freudlos angesehen. Er hat sie mit Auszeichnung bestanden, in allen Kursen an der Spitze seiner Klasse, ausgenommen einmal, wo er an die zweite Stelle rückte.

Zu den alten Freunden aus der Freiburger Schulzeit gewann er neue. Besonders mit einem Klassenkameraden aus Karlsruhe schloß er einen Seelenbund. Mit ihm und seiner in den sechziger Jahren gegründeten Familie blieb er bis auf die letzten Augenblicke, in denen er ihm noch von San

Nemo Nachricht von sich gab, in einem geradezu ideal schönen Verhältnis.

Im Jahre 1853 zum Portepceführer im Leib-Grenadier-Regiment ernannt, wurde er 1854 Leutnant und blieb in diesem Regiment bis nach dem Krieg von 1870 und 1871, also ungefähr 18 Jahre.

Inzwischen war ein verhängnisvoller Umschwung in der materiellen Lage der Familie Rheinau eingetreten. Hatte schon der frühe Tod des Vaters und Unglücksfälle mancherlei Art, namentlich auch die Jahre 1848 und 1849 ihrem Wohlstande Wunden geschlagen, so wurde er durch den Ausbau der Eisenbahn von Basel bis Frankfurt völlig untergraben. Die Eisenbahn zog den Güter- und Personenverkehr fast ausschließlich an sich, legte so das blühende Geschäft der Posthalterei lahm und entwertete das stattliche Anwesen. An die Stelle behaglicher und behäbiger Existenz trat bange Sorge um die Zukunft. Rheinau sah klaren Blickes das heranrückende und dann plötzlich mit allen seinen Folgen hereinbrechende Verderben. Er war schmerzlich bewegt wegen des Todes der von ihm so hochverehrten Mutter, die von ihrer Kindheit ab an fast glänzende Verhältnisse gewöhnt war, und wegen des Schicksals seiner jüngeren Geschwister.

Er behielt aber den Kopf oben. Für seine Person bangte er nicht. Er war gerne entschlossen und verstand es, sich Beschränkungen aufzuerlegen. Der stattlich-schöne Offizier lernte viel entbehren; der genutzfähige und genutzfreundige Mann, wie Vielem mußte er entzagen! Wenn er bisher seine Mutter nur mit Trost und Rat hatte stützen können, jetzt suchte er ihr und seinen Geschwistern auch mit der Tat zu helfen. Er warf sich auf eine feiner Stellung als Offizier und seinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessene Tätigkeit, er bereitete junge Leute auf das Fähnrichs- und Offiziers-Examen vor. Diese Beschäftigung führte er fort, bis er durch das Einrücken in höhere Gagen sich besser regen konnte.

In dieser Prüfungszeit hatte er sich als ganzer Mann gezeigt. Keinerlei Verstimmung und Verbitterung hatte sich in ihm festsetzen oder auch nur aufkommen können. Soweit es ihm sein mit Begeisterung ergriffener Beruf, seine Nebenbeschäftigung und seine Mittel gestatteten, ließ er sich von dem Strome der Karlsruher Geselligkeit hintreiben, die zwar nicht in mächtigen Wogen dahin rauschte, aber doch auch innerhalb bescheidener Grenzen des Anziehenden genug bot, um dem jungen Offizier vielfache Anregungen und heitern Lebensgenuß zu bereiten. Freilich trug er die wesentlichen Bedingungen, um nicht nur sich, sondern auch andere zu unterhalten, in sich selbst. Immer gut ausgelegt, voll Humor, ein angenehmer Erzähler, flotter Tänzer, überhaupt ein lebenswürdiger Mensch mit guten Formen, mußte er überall Sympathie erwecken und gerne gesehen sein. Eine starke Anziehungskraft übte das unter Devrient's großer Führung glänzend aufblühende Theater auf ihn aus, dessen Vorstellungen er, sei es auf dem Gebiet des Dramas oder der Oper, nur bei dringenden Abhaltungen versäumte.

Seinem Beruf widmete er sich mit nie ermüdender Hingebung und Pflichttreue. Rheinau war geborener Lehrer und Anführer. Die souveräne Beherrschung des dem jungen Offizier nötigen Wissens und Könnens, die Fähigkeit klarer, anschaulicher Auseinandersetzung und Aussprache, scharfe Beobachtungsgabe und richtiger Blick in die Anschauungen, Neigungen Gewohnheiten, überhaupt in den geistigen

Horizont der ihm, damals fast ausschließlich vom Lande stammenden, unterstellten Unteroffiziere und Mannschaften, das Bedürfnis nach allem Schablonenhaften fernliegender, individueller Behandlung seiner Untergebenen, dazu gerechter, von Laune und Willkür freier Sinn, große Geduld und fast unbegrenztes Wohlwollen befähigten ihn, Ergebnisse zu erzielen, die nicht verfehlten, ihm die Wertschätzung seiner Vorgesetzten zu erwerben. Bei den Untergebenen aber erweckte dies ebenso geschickte wie humane Verhalten eine die Dienstzeit des Einzelnen überdauernde Verehrung und Liebe. Die beste Anerkennung für seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und sein praktisch erfolgreiches Wirken erfuhr er im Herbst 1858 durch seine Abkommandierung als Lehrer und Aufsichts-offizier im Kadettenhaus. Hier fühlte sich Rheinau in seinem eigentlichen Elemente. Er brachte aber auch zu dieser Stellung eine selten glückliche Qualifikation mit. Zunächst machte sich in seinem Verhalten gegenüber seinen jetzigen Untergebenen vielfach ein Gegensatz zu der Behandlung der Kadetten, wie er sie selbst erfahren hatte, bemerklich. Er vergaß nie, daß er auch einmal jung und zu losen Streichen ausgelegt war, daß er noch vor kurzer Zeit auf denselben Bänken gesessen hatte, vor denen er jetzt dozieren sollte.

Frei von selbstgefälligen, eingebildetem Wesen, wie es gerade junge Lehrer — ich meine das Wort hier in allgemeinen — manchmal in ihrer neuen Würde an den Tag legen — sah er in dem Kadetten nur den Menschen von guter Erziehung, und nach wenigen Jahren einen ihm ebenbürtigen Kameraden, der viel leichter durch vornehme, allerdings ernste aber auch freundliche Behandlung, als durch schroffes, abstoßendes, Furcht bezweckendes Wesen und übermäßig harte Strafen für seinen Beruf erzogen werde. Mit einem Worte, er sah seine Aufgabe nicht darin, Zuchtmeister, sondern gewissenhafter Lehrer und wohlwollender Erzieher zu sein. Die Folgezeit hat ihm Recht gegeben. Man führt jetzt allenthalben diese Anstalten so, wie er seiner Zeit vorbildlich gewirkt hatte. Die herzliche Dankbarkeit seiner Schüler hat ihn durch's ganze Leben begleitet.

Im Herbst 1861 wurde er offiziell befragt, ob er unter Befreiung vom Aufsidtsdienst und unter Ausschluß der übrigen Fächer lediglich Mathematik unterrichten wolle. Er hatte bisher außer militärischen Disziplinen einen Teil der Mathematik und Geschichte übernommen gehabt. Dazu aber, blos Fachlehrer zu werden und vermutlich auf lange Zeit aller Berührung mit seinem Berufe entzogen zu sein, konnte er sich nicht entschließen; er zog es vor, ins Regiment zurückzukehren.

Die Kadettenhaus-, Fähnrichs- und Leutnantsjahre Rheinaus fielen in eine Periode tiefer politischer Ruhe und Stille. Dem sogenannten tollen Jahr mit seinen zum Teil schönen, im Wesentlichen aber nur phantastischen Träumen und den mit Energie niedergeschlagenen Aufständen von 1849 folgte eine Gleichgültigkeit in allen Kreisen des Volkes gegen alles öffentliche Leben, die sich bis zur Lethargie steigerte. Der politische Horizont unseres Vaterlandes wurde auch durch den Krimkrieg kaum oberflächlich getrübt. Mit dem Jahr 1859 wurde es anders. Die Einigung Italiens infolge des von Sardinien mit Hilfe Frankreichs gegen Oesterreich glücklich geführten Krieges rief auch in Deutschland eine mächtige Bewegung der Geister hervor. Das Interesse an Staat, Politik und dem ganzen öffentlichen Leben erwachte wie aus

tiefern Schläfe. Dazu kam, daß die beiden im deutschen Bund vereinigten Großstaaten, von denen Preußen namentlich seit den Tagen von Osmütz mit seiner Stellung zu den kleineren Bundesstaaten und vollends zu Oesterreich allen Grund hatte, unzufrieden zu sein, seit 1859 in einen nicht offen, aber doch akuter werdenden Gegensatz traten. Es hieß jetzt „die Preußen, die Oesterreich“. Oesterreichs absolutistisch regiertes, vom Klerikalismus bis ins Mark durchdrungenes Staatswesen, das außerdem durch den Abschluß des Konföderates einen Teil seiner Hoheitsrechte an die Kurie ausgeliefert hatte, stößte dem Protestantentum Rheinlands eine instinktive Abneigung ein. Wie nach seiner Kenntnis der Geschichte die Beziehungen Deutschlands zu Rom und der Kampf der Kaiser mit den nach Welt Herrschaft strebenden Päpsten im Mittelalter das Verhängnis über unser Vaterland hereinführten durch Zertrümmerung der Kaiserherrlichkeit, durch Aufstreben der Vasallen, durch gänzliche Zersplitterung und Ohnmacht des Reiches, so erwartete er von einer Vorherrschaft Oesterreichs und einem noch innigeren Anschluß Deutschlands an den ultramontan geleiteten, von der Kurie in allen Lebensäußerungen beeinflussten Staat nur Unheil, eine Gefahr für den weltlichen Frieden, für die ökonomische, soziale und kulturelle Entwicklung Deutschlands und nicht zum wenigsten für unsere Stellung im europäischen Staaten-Konzert. Rheinland war also Anhänger der klein-deutschen Richtung, die mit Ausschluß Oesterreichs Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen wünschte. Freilich waren die Vertreter dieser Richtung in Süddeutschland nur sehr spärlich zu finden. Oesterreich hatte es meisterlich verstanden, seinen Katholizismus zu verwerten und den damals noch stark partikularistischen Sinn der Süddeutschen, wie überhaupt aller kleinen Staaten, glücklich zu behandeln. Den besten Bundesgenossen besaß es in einer gut bezahlten, ausgezeichneten Presse, die dem vertrauensvollen deutschen Publikum viele Hunderte von Millionen österreichischer Staatspapiere aufschmeichelte und es so an die österreichischen Interessen ketete. Besaß so Oesterreich unendlich mehr Sympathien in Deutschland als Preußen, so drohte diesem, d. h. der Regierung auch noch die Gefahr, durch ihren Konflikt mit dem Abgeordnetenhaus über die Neuorganisation der Armee völlig isoliert zu werden. Die Großdeutschen, die im engsten Anschluß an Oesterreich und in dessen Protektion das Heil für Deutschland suchten, triumphierten mehr als je. Rheinland stand unentwegt auf Seite Preußens und in der sogenannten Konfliktzeit auf Seite der Regierung. Er sagte: Das Wesen des Staates ist Macht. Ein Staat, der nicht die Macht hat, seine Selbständigkeit und Integrität gegen auswärtige Feinde zu verteidigen, verdient diesen Namen nicht. Preußen wäre, trotz beispielloser kriegerischer Erfolge seit 2 Jahrhunderten, nicht imstande, bei großen europäischen Verwicklungen mit seinen jetzigen Nachmitteln wohlzubereiteten und entschlossenen Gegnern zu widerstehen. Es liegt also im eigenen Staatsinteresse sowohl, wie in dem des übrigen Deutschlands, die Militärorganisation im Sinne des Königs auszubauen. In den formellen Bedenken gegen die Genehmigung der Militärvorlage sah er nur den Ausfluß einer verbissenen Opposition, die um so beschränkter war, je drohender die Weltlage wurde und je mehr eine unheimliche elektrische Spannung in der politischen Atmosphäre sich offenbarte. Das war ungefähr der Standpunkt Rheinlands zu den damals

alle Welt aufregenden Fragen. Er stand mit seiner Anschauung fast allein. Begreiflicherweise setzte es viele oft hitzige Gesechte ab; seine Liebenswürdigkeit ließ es nie zu einer Entfremdung der Gemüter kommen. Mit welchen Empfindungen der junge Hauptmann im Jahre 1866 gerade gegen Preußen ins Feld ging, kann jeder nach der vorstehenden Darstellung nachfühlen. Mit um so größerer Freude begrüßte er nach dem Kriege die Berufung höherer preussischer Offiziere, um die badische Division nach preussischem Muster zu organisieren. Unter diesen war der Regimentskommandeur Rheinlands, ein genialer, hochgebildeter, in den militärischen Wissenschaften, wie in der Praxis des Dienstes gleich erfahrener Offizier, der es sich angelegen sein ließ, in angenehmen Formen und mit steter Rücksicht auf süddeutsche Art sein Offizierskorps und das Regiment anzuleiten und zu bilden. Er verstand es wie keiner, die Chargen zur Selbständigkeit erziehen, ihnen Initiative einzuflößen, ihren Wirkungsbereich nicht einzuengen, ohne darüber das Allgemeine aus dem Auge zu verlieren. Rheinland wurde sein gelehriger Schüler und hat ihm zeitlebens aufrichtige Dankbarkeit gewidmet. Zu diese Zeit fiel ein Besuch Württembergs an das badische Kriegsministerium, ihm auf 2 Monate zum Zweck der Einübung des preussischen Exerzierreglements einige Offiziere zu überweisen. Zu diesen Instruktoren gehörte auch Rheinland. Mit Gewissenhaftigkeit, Geschicklichkeit, artigem Wesen und feinstem Verständnis für schwäbische Art unterzog er sich seiner Aufgabe und hinterließ in Ulm, wo er stationiert war, bei seinen Kameraden und in allen Kreisen, in denen er verkehrte, das freundlichste Andenken.

Nach wenig Jahren ernstlicher Vorbereitung hatte das stolze schöne Regiment willkommene Gelegenheit, die Probe auf seine Tüchtigkeit im Felde zu machen. Voll Vertrauen in die höchste Leitung, sowie in die Führung des Regiments rühte es mit Kampfesfreude und einer Art von Siegesdurst aus.

Rheinland sah den kommenden Ereignissen mit freudiger Zuversicht auf Erfolg entgegen. Nach mehreren, meist unwillkürlichen Äußerungen seiner Bekannten im Elsaß mußte es mit allem, was zur Bereitschaft und Schlagfertigkeit eines Heeres gehört, nicht sehr gut in Frankreich stehen. Auch war ihm aus verschiedenen Anzeichen an dem durch so viele, seit 20 Jahren geführte, glückliche Kriege und Expeditionen in außereuropäische Länder ruhmgeläuterten französischen Heere eine zunehmende Lässigkeit und Ermüdung aufgefallen. Kurz, er zog gehobenen Sinnes, voll Stolz auf sein Regiment an der Spitze der von ihm trefflich ausgebildeten Kompagnie ins Feld.

Das Nachstehende über den Feldzug verdankt der Verfasser des Lebensbildes einigen Leuten aus Rheinlands Kompagnie, namentlich einem Einjährigen, der später in hohe Staatsstellungen vorrückte. Das Tagebuch Rheinlands bietet in seiner knappen, nur Tatsachen anführenden Form auch nicht den geringsten Anhaltspunkt zur Beurteilung seiner Stimmungen während des Feldzuges, seiner Ansichten über deutsche und französische Heeresverhältnisse, über Land und Leute etc. Auch der einzig ausgeführte Teil desselben, die Beschreibung des Gesechtes von Nuits, in dessen Verlauf er die Führung des Bataillons zu übernehmen hatte, gibt nur gelegentlich seiner Freude über die bewunderungswürdige Tapferkeit seiner Untergebenen Ausdruck.

Die badische Division wurde, ohne an dem Gesecht bei Weißenburg und an der Schlacht bei Wörth

teilgenommen zu haben, abgezweigt und zur Belagerung von Straßburg kommandiert, und diese, schon mit Rücksicht auf das materiell wertvolle, aber ideell noch viel höher geschätzte Ziel mit Feuereifer und größter Energie durchgeführt. Während dieser Zeit erhielt Rheinau einmal den Auftrag, sich zu verlässigen, ob eine bestimmte Linette noch armirt und besetzt sei. Er hielt diesen Auftrag für so wichtig, daß er ihn nicht einem seiner Offiziere oder einem Unteroffizier überließ, sondern die Rekognoszierung in Begleitung von 6 zuverlässigen Leuten selbst übernahm. Er schlich sich bis zum Graben der Linette, stellte am Rande derselben 4 seiner Leute im Anschlag auf, ließ sich mit zwei Begleitern die Böschung hinab und kletterte an dem steilen Abhang, auf seine Soldaten gestützt und auf deren Schultern, hinauf, um einen Einblick in die Linette zu gewinnen. Sie war verlassen. Ebenso still, wie er gekommen war, zog er sich wieder aus der Nähe der Festung zurück.

Seiten den verdienten Erfolg. Zunächst durfte er an seine Leute die außerordentlichsten Anforderungen stellen, keiner verjagte, jeder freudig alle seine Kräfte und sein ganzes Können ein, um den Befehlen, ja auch den leisesten Winken des geliebten Führers nachzukommen. Dann erhielt er von seinem Landesfürsten und dem König und Kaiser die höchsten Auszeichnungen, die ihm in seiner Stellung verliehen werden konnten. Den Carl-Friedrich-Militär-Verdienstorden und das eiserne Kreuz II. und I. Klasse. Rheinau's hervorragende That im Gefecht bei Nuits am 18. Dezember 1870, der Sturm auf den Eisenbahneinschnitt, fand noch einmal anlässlich der 25jährigen Kriegserinnerungsfeier eine würdige Anerkennung durch ein Schreiben aus dem kaiserlichen Kabinet, worin ihm im Hinweis auf die tapfere Führung seiner Kompagnie und des Bataillons der Charakter als Oberst verliehen wurde.

Welcher Geist in dem von Rheinau befehligten



Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh' darein,
Und gib uns ächten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Eine ausgesuchte Sorgfalt widmete Rheinau schon vor Straßburg und später auf all den Kreuz- und Quermärschen durch die Vogesen bis Dijon und darüber hinaus der Unterkunft und Ernährung seiner Untergebenen und den in den zahlreichen Gefechten Verwundeten. Früh morgens der Erste auf dem Platze begab er sich erst zur Ruhe, wenn alle Maßregeln für die Sicherheit und, soweit es möglich war, für gute Verpflegung und gute Schlafstätten getroffen waren. Mit seinen Quartiergebern stand er fast ausnahmslos auf dem besten Fuße und schwerlich war die volle Befriedigung des dienstlichen Interesses und die stete Rücksichtnahme auf das Wohl und Wehe der Untergebenen mit größerem Wohlwollen für die feindliche Bevölkerung zu verbinden. Rheinau blieb mit vielen Franzosen, die er im Kriege kennen lernte, in freundslichem Verkehr. Schon Ende der 70er Jahre, dann in den 80er und 90er Jahren fuhr er auf seinen Reisen in die Schweiz oder nach Italien mehrmals durch Frankreich und zeigte seiner Gemahlin die ihm bedeutungsvollen Stätten und führte sie zu seinen ehemaligen freundlichen Quartiergebern, namentlich in Dijon, wo er sich jedesmal einige Tage aufhielt.

Das Verhalten Rheinau's an der Spitze zuerst der Kompagnie, dann des Bataillons hatte nach zwei

Bataillon herrschte, mag die Schilderung einer originellen Episode aus der Schlacht von Belfort zeigen.

Die Schlacht stand auf ihrem Höhepunkt, Rheinau hatte eine Kompagnie vordetachiert, die bald ins heftigste Gefecht mit den übermächtigen Franzosen verwickelt war. Nach einiger Zeit schickte er einen Mann mit einem Befehl an den jungen stellvertretenden Kompagniechef zugleich mit dem Auftrag, über die Lage zu berichten. Der Mann kam zurück, meldete, und auf die Frage, wie es stehe, sagte er in seinem Dialekt: „Sa, Herr Hauptmann, davorne schieße se und sänge derzwische, dann trinke se widder eins, es geht halt zu, wie uff eme Schützeseit.“ Wo solche freudige Gewißheit des Sieges und solcher Humor herrscht, da „lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“

Nach dem Kriege wurde Rheinau nach Glatz und nach seiner Beförderung zum Major im Jahr 1874 in besonderer Vergünstigung, weil er das Klima in Glatz nicht ertragen konnte, nach Metz und ein Jahr später nach Kolmar versetzt. Rheinau war kerngesund ins Feld gezogen, kam auch heil und anscheinend wohl wieder zurück, doch muß er durch die Strapazen und den harten Winter während des Jahres 1870 und 71 ernstlich angegriffen worden sein. So bat er

denn im Jahr 1880 um eine leichtere Thätigkeit und wurde unter Stellung zur Disposition zum Kommandeur des Landwehrbezirks Stockach ernannt. 1881 erhielt er den Charakter als Oberstleutnant und 1886 den erbetenen Abschied mit dem Recht, die Uniform des I. Badischen Leibgrenadier-Regiments 109 zu tragen. Er verlegte seinen Wohnort von Stockach nach Konstanz und genoß hier einige Jahre der wohlverdienten Ruhe. Doch sollte diese Mußezeit bald unterbrochen werden. Im Jahr 1889 wurde er unter freudiger Zustimmung S. K. Hoheit des Großherzogs, der das Wirken Rheinau's von den Leutnantsjahren an genau verfolgt und ihn seit seiner Ernennung zum Bezirks-Kommandeur oft in seine Nähe gezogen hatte, zum Vize-Präsidenten des Badischen Militär-Vereins-Verbandes ernannt.

Damit begann für Rheinau der letzte und zwar hochbedeutsame Lebensabschnitt. Er zog nach Karlsruhe.

Wenn Rheinau in allen, auch den schwierigsten Lagen, ein richtiges, den Umständen, Ort, Zeit und den jeweils in Frage kommenden Personen angepaßtes Verhalten an den Tag gelegt hatte, so brachte er jetzt zur Uebernahme und hervorragenden Ausfüllung seiner wichtigen Stellung noch eine reiche Lebenserfahrung mit. Er war sich stets der schmalen Grenzlinie bewußt, diesseits und jenseits deren die Möglichkeit der Kontrolle der von alten Soldaten zum Zweck der Pflege des kameradschaftlichen Geistes und der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Vaterland gegründeten Vereine beginnt und aufhört. Es schwebte ihm im Sinn des Hohen Protektors als Ideal vor, daß die alten Soldaten die unter der Waffe, gegebenen Falles vor dem Feinde, geübten Tugenden in's bürgerliche Leben hinübertrügen und so alles, was in diesen Kreisen an vaterländisch-nationaler Gesinnung und an monarchischer Treue vorhanden wäre, wie an einen Kristallisationspunkt sich angliederten.

Erfolge in seinem Wirken erwartete er hauptsächlich von dem, was seine Hauptstärke und Bedeutung immer gewesen war, von seinem persönlichen Auftreten und Eingreifen.

Die Persönlichkeit war es, die bei seiner jetzigen Stellung mehr, als je, sein Wirken und seine Erfolge über den Rahmen des Mittelmaßes weit hinaushob. Mit welcher Herzlichkeit bewegte er sich unter den alten Soldaten bei den verschiedenartigen Veranstaltungen und Feiern, wie glücklich wußte er den Ton in seinen Ansprachen und Toasten zu treffen, wie lebenswürdig war sein Verkehr mit den Einzelnen! Andererseits, wie groß war die Freude bei seinem Erscheinen, mit welchem Jubel begrüßten ihn nicht nur die Männer, sondern auch die bei den Festlichkeiten anwesenden Frauen und Jungfrauen! Wie ging den alten Soldaten, die unter ihm oder wenigstens in seinem Regimente gedient hatten, das Herz auf, wenn er bei seinem ungewöhnlich umfassenden und treuen Gedächtnis Erinnerungen aus alter Zeit, namentlich aus dem Feldzug selbst, mit ihnen austauschte! Es waren unvergleichlich schöne Stunden und Tage, die Rheinau auf den Kriegervereinsfesten in allen Teilen des Landes vom Main bis an den Bodensee verbrachte!

Er war im besten Sinn des Wortes populär, und gerade darum am meisten, weil er in seinem schlichten Wesen die Popularität gar nicht suchte.

Auch außerhalb des badischen Landes war er überall gerne gesehen. Die innigsten Beziehungen

verknüpften ihn mit Württemberg, wo er, wie oben erwähnt, während seines Kommandos im Jahr 1867 viele Verehrer und Freunde gefunden hatte. Es verding faun ein Jahr, in dem er nicht einer Einladung des württembergischen Militärvereins-Verbandes gefolgt wäre. Es mögen zwei Ansprachen als Proben seiner lebenswürdigen Beredsamkeit angeführt sein in Tuttlingen 1892 bei einem Festessen, und in Rottweil 1897 bei einem Bankett:

„Seit den Zeiten der Hohenstaufen, an deren Hof der Minnegefang seine schönsten Blüten trieb, bis zu uns herab, wo die Hohenzollern, das zweite auf schwäbischer Erde entsprossene Fürstengeschlecht mit waffenfähigem Arme unser Vaterland geeinigt haben und den Frieden der Welt aufrecht erhalten, haben deutscher Sang und deutsche Dichtung ihre weihvollste Stätte in Schwaben aufgeschlagen.

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Der deutsche Dichterwald, wo es von allen Zweigen schallt, wo es eine Lust ist, zu leben, der ist das schöne Land vom Neckar bis zur Donau, von der Tauber bis zum schwäbischen Meer, es ist das poesieverklärte, langesprohne Schwaben.

In dem ganzen Umkreis menschlichen Tuns und Lassens, menschlichen Denkens und Empfindens gibt es nichts Hohes und Edles, was nicht seinen tiefsten und wahrsten Ausdruck bei den schwäbischen Dichtern gefunden hätte, mochten sie nun in süßen Tönen der Liebe Leid und Glück verkünden, oder sich in sinniger Betrachtung der Natur ergehen, mochten sie den Großen der Erde in ergreifender Weise einen Spiegel vorhalten oder in dramatischen Bildern dem erschütterten Zuschauer den Kampf des Menschen mit seinem Selbst und dem Schicksal vorführen. So ist es denn nur natürlich, daß das Lied, das im Jahr 1870 wie mit einem Zauberschlage in ganz Deutschland zugleich bekannt war und einen märchenhaften Einfluß ausübte, das uns in die Gefedte und Schlachten begleitete, den Kranken und Verwundeten Trost und Hoffnung gewährte und selbst in das Herz des mit dem Tode Ringenden noch einen verklärenden Schein warf, daß dies feurige, herrliche Lied, dies wahre Nationallied der Deutschen auf schwäbischer Erde seine Heimat hat.

Möge Ihr liebreiches, schönes Land blühen und gedeihen, möge auch an allen Ihren Dichtern in der Folge sich bewahrheiten, was einer Ihrer Besten vom achten Sänger spricht:

„Sie singen von Venz und Liebe,
Von seliger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
„Treu und Heiligkeit,“
Sie singen von allem Süßen,
Was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen,
Was Menschenherz erlebt.“

Stoßen Sie mit mir an und rufen Sie mit mir: Schwaben und seine unvergleichlichen Sänger leben hoch!

Ein geistreicher Dichter hat gesagt:

„Nur der Wechsel ist beständig“

„Dauernd nur der Tod“

Und in der Tat!

Wie die Natur, so spricht jedes Blatt der Geschichte von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Das Hohe, wie das Niedere vergeht, Generationen steigen in's Grab, Staaten hören auf zu sein und ganze Völker sind verschwunden!

Ideen, die einst die ganze Welt erschütterten, und Gedanken, die Jahrhunderte hindurch die Völker aufgeregt haben, sind verblaßt und nur noch ein Gegenstand geschichtlicher Betrachtung. Ja! Nur der Wechsel ist beständig! Aber doch Eines ist über Zeit und Vergänglichkeit erhaben, das Ideale.

Mag jeder unter den idealen Gütern seine Lieblinge haben, ich schätze besonders eines hoch, das ich nirgends schöner ausgeprägt finde, als im Schwabenlande.

Von den Tagen, wo der Schwabe den gen Weichland ziehenden Kaisern die Sturmflagge des Reiches vorantrug bis zur heutigen Stunde, in Sturm und Drang und Not, über allen Wandel der Zeiten und Anschauungen hat er unerschütterlich festgehalten an diesem idealen Gut, mit Herz und Blut hat er seine Liebe und Treue zu dem angestammten Fürstenhaus und zu Kaiser und Reich bewahrt. Diesem Lande, soweit die schwäbische Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, dem Lande der unverfälschten Treue bringe ich den Gruß des Badischen Militärvereins-Verbandes und weihe ihm mein Glas."

Es war dem trefflichen Manne nicht vergönnt, sein Ehrenamt bis an sein Ende zu führen. Im Jahre 1900 erbat er sich wegen andauernder Krankheit den Abschied und erhielt ihn in ehrenvoller Weise.

Hatte er schon früher für sein Wirken im Präsidium des Badischen Militärvereins-Verbandes das Kommandeurkreuz II. Klasse vom Bähringer Löwen erhalten, so verlieh ihm jetzt S. K. H. der Großherzog in huldvollster Anerkennung seiner Verdienste das Kommandeurkreuz vom Orden Bertholds I.

Wie hochgeschätzt und beliebt Rheinau gerade in Karlsruhe war, geht aus seiner Wahl zum Stadtverordneten und der Aufstellung seiner Kandidatur für den Reichstag hervor. Kaum hätte die national-liberale Partei einen glücklicheren Griff tun können. Unsehbar wäre er auch durchgedrungen, wenn die konservative Partei nicht eine eigene, gänzlich ansichtslose Kandidatur aufgestellt, sondern geschlossen für Rheinau im ersten Wahlgang eingetreten wäre.

Eine ausgezeichnete Ehrung erfuhr er im Jahr 1892 durch die Wahl zum Vorstand der unter dem Protektorat S. K. Hoheit des Großherzogs stehenden Schützengesellschaft, also zum Oberschützenmeister.

Die Art, wie er sich in der Schützengesellschaft einführte, ist für seine Bescheidenheit und seine Ansicht über sich selbst so bezeichnend, daß sie wörtlich angeführt werden soll. Nach einer Aussprache über die Stellung der Gesellschaft zu dem hohen Protektor sagte er:

„Und nun, meine Herren, möchte ich einiges Wenige über mich und meine Beziehungen zu Ihnen sprechen. Die Wahl zu Ihrem ersten Vorstand ist für mich eine hohe Ehre gewesen und hat mich darum mit berechtigtem Stolz erfüllt, weil mein bisheriges Leben und Wirken, so einfach es auch verlaufen ist und so wenig ich in der Öffentlichkeit hervorgetreten bin, dennoch weitere Kreise Vertrauen zu meiner Person einzuflößen im Stande war.

In allen meinen Stellungen habe ich mich bemüht, meine Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen zu tun. Mein Lebensprinzip war Gerechtigkeit und

Unparteilichkeit; diese aber, da sie leicht in Härte und Schroffheit ausarten, gemildert durch Wohlwollen und freundliches Entgegenkommen. Das ist mir innerstes Bedürfnis meines Herzens. Da ich außerdem gegen alles Strebertum und gegen jede Intrigue einen angeborenen Abscheu habe, so darf ich von mir bekennen, daß ich überall ein gutes Andenken hinterlassen habe. Halten Sie mir die Offenheit, mit der ich zum ersten Male in meinem Leben von mir selbst rede, zugute, ich habe Ihnen das Beste genannt, was ich zu besitzen glaube, andere hervorragende Eigenschaften besitze ich nicht, das Beste ist eben mein guter Wille."

Zwar hatte er in den letzten 10—15 Jahren einige schwere Krankheiten zu überstehen gehabt; auch das Alter nahte sich ihm mit seinen Gebrechen. Wenn man ihn aber in den ersten Jahren in seiner Tätigkeit als Oberschützenmeister die von der Gesellschaft schön und reich gepflegte Geselligkeit leiten und mitmachen sah, so konnte man meinen, ein Teil seiner Jugend sei ihm zurückgekehrt und ein zweiter Lebensfrühling sei ihm angebrochen, mit solcher Heiterkeit und Lebensfreude nahm er an allen Festlichkeiten teil.

Ebenso verstand er es, die Karlsruher Schützengesellschaft auswärts auf Schützenfesten, z. B. in Mannheim, Worms, Mainz u. dergl. durch seine Ansprachen und Toaste und in seinem Verkehr mit den Vorständen der verschiedenen Vereine und einzelnen ihrer hervorragenden Mitglieder, sowie mit der jeweiligen offiziellen Welt würdig zu vertreten. Als er einmal in Mainz bei einem Bankett, nachdem er schon vorher gesprochen hatte, aufgefordert wurde, die Damen zu feiern, erhob er sich zu nachstehender Improvisation:

In Mainz ist man nicht in Verlegenheit, was man mit seiner freien Zeit anfangen soll. Auf Schritt und Tritt stößt man auf Denkmäler der Kunst. Ganz besonders hat mir in dem berühmten Dom das Denkmal Frauenlob's gefallen, des bekannten Minnesängers, der nach abenteuerlichen Fahrten und Aufenthalten in Städten, Edelfützen und Fürstenhöfen seinen bleibenden Wohnsitz in Mainz nahm. Wo hätte er auch, der Sänger der Liebe und Frauenschönheit, besser weilen, wo ein schöneres Feld für seine Liebes- und Sehnsuchtslieder finden können, als hier?

Wenn die damaligen Frauen ebenso anmutig, lieblich und echt weiblich, so voll neckischen und heiteren Wesens und doch voll wahrer, deutscher Art gewesen sind, wie heute, so müssen wir den feinen Sinn des welterfahrenen Mannes bewundern, der in dem seiner Frauen wegen hochgepriesenen mittelalterlichen Deutschland gerade Mainz aufsuchte, um stets die Zierde echter Weiblichkeit vor sich zu haben. Wir sind nicht imstande, wie Frauenlieb, die Mainzerinnen zu verherrlichen, aber gerne gestehen wir ihnen den Preis der Anmut und Schönheit zu.

Die Frauen von Mainz, sie leben hoch!

Wie Rheinau aus Gesundheitsrücksichten aus seiner Stellung als Vize-Präsident des Militärvereins-Verbandes ausschied, so legte er kurz vorher mit tiefstem Bedauern sein Amt als Oberschützenmeister nieder. Er hatte es mit aufopferungsvoller Hingebung geführt. Der Abschied von seiner Gesellschaft, die ihn mit so viel treuer Anhänglichkeit und Liebe umgeben hatte, wurde ihm sehr schwer. Mit dankbarer Freude gedachte er immer der schönen, mit seinen Schützenfreunden verbrachten Zeit.

Vor 3 Jahren verließ Rheinau Karlsruhe, um im Winter in Straßburg, im Sommer in Littenweiler bei Freiburg seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Dazwischen war er oft und lange in der Schweiz und in Italien. In San Remo erlitt ihn nach kurzem Krankenlager am 12. Februar d. J. der Tod durch eine Herzlähmung.

Rheinau hatte im Jahr 1872 den Lebensbund mit einer hochgebildeten Dame geschlossen, die seine Vorliebe für das Landleben und seine Freude an der Natur teilte und seinen verschiedenen Neigungen, namentlich auf literarischem und musikalischen Gebiete, mit dem lebhaftesten Interesse entgegenkam. Auch verstand sie es, mit Rücksicht auf seine Gesundheit, ihn zu größeren Reisen und längeren Aufenthalten im Süden anzuregen. Wiederholt hat sie es ausgesprochen, wie glücklich sie sei, von ihrem Gatten gewissermaßen eine zweite Erziehung zu erhalten.

Der Tod des von ihr so hochverehrten und geliebten Gatten trat für sie unerwartet ein. Um so zerschmetternder war der Schlag. Wohl haben die Beweise inniger Teilnahme vonseiten Ihrer königlichen Hoheiten, der Großherzoglichen und Erbgroßherzoglichen Herrschaften, des gesamten Präsidiums des Bad. Militärvereins-Verbandes und der Vertreter der Gauverbände, aus der ganzen Heimat und weit über die Grenzen Badens hinaus, von nah und fern, ihrem erschütterten Herzen wohlgetan, sie haben ihr aber auch die ganze Größe des Verlustes immer von neuem nahe gelegt.

Mit wehmütiger Freude nahm sie alle die rührenden Kundgebungen liebevoller Wertschätzung und treuester Anhänglichkeit an den Verklärten entgegen. Möge die schmerzgebeugte Witve daraus kummerstillenden Trost schöpfen und an Stelle der Trauer und Wehmut nur die erhebende Erinnerung zurückbleiben an das vergangene Glück.

Mit Rheinau ist eine *anima candida* heimgegangen, ein goldenes Gemüt voll Lauterkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, voll werttätigen Wohlwollens und all den damit verwandten, schönen Eigenschaften. Sein ganzes Wesen atmete Harmonie, und nie hat er von seinen Jünglingsjahren bis an die Schwelle des Greisenalters, die er nicht überschreiten sollte, das verloren, was neben der Gesundheit der köstlichste Besitz für den Menschen ist, des Herzens heiteren Gleichmut.

Der Verkehr mit ihm war immer angenehm. Im Gegensatz zu manchen, die Freunden und Fernstehenden gegenüber den ganzen Zauber einer scheinbaren oder wirklichen Liebenswürdigkeit spielen lassen, im Verhältnis wie die Vertraulichkeit steigt, auch in den Umgangsformen gleichgültiger werden und endlich auf den Freund sich jeder Verpflichtung irgend welcher Rücksichtnahme entbunden erachten, war Rheinau Fremden, Hoch wie Nieder, gegenüber gleich höflich. Die Höflichkeit ging mit der zunehmenden Annäherung in Artigkeit über, seine Freunde aber behandelte er stets mit der ausgedehntesten Aufmerksamkeit.

Dieses nicht irgend welcher Berechnung oder einem System, sondern dem Bedürfnis eines wahrhaft guten Herzens entsprungene Verhalten hing mit seiner feinen Empfindung für das Schicksliche, mit seinem Zartgefühl, um es mit einem viel mißbrauchten Worte zu bezeichnen, mit angeborenem Takt zusammen. Sein Umgang war darum so anziehend, weil er sich nirgends vordrängte, sondern frei von Eitelkeit, Kleinlichkeit und Rechthaberei, in der Kon-

versation, wie man sagt, gut hörte, d. h. lieber andern, die gerne das Wort ergriffen, durch freundliches Zuhören eine Freude bereitete. Nur gegen Lüge, Heuchelei, überhaupt gegen den Pharisäismus konnte er zuweilen aufbrausen und dann nach dem Satze handeln:

„Doch erfrischend wie Gewitter sind zuweilen Goldene Rücksichtslosigkeiten.“

Rheinau besaß einen erleuchteten Patriotismus. Ebenso abgeneigt allen Versuchen, unter der Maske der Religion weltliche und parteipolitische Zwecke zu erreichen, wie allen umstürzlerischen die Continuität unserer historischen Entwicklung unterbrechenden Bestrebungen erwartete er das Heil des Vaterlandes nur von dem engen Anschluß an die Monarchie und von dem festen Beharren bei einem maßvollen, besonnenen, stets das Bestehende berücksichtigenden Fortschritt im Staats- und öffentlichen Leben. Diesem Patriotismus in erster Linie, nicht etwa der Freude an der blendenden Außenseite des Offizierstandes, entsprang seine Begeisterung für das Heer und sein Stolz auf die Zugehörigkeit zu demselben. Er sah in dem Heer das Instrument, das in seiner unergleichlichen Organisation durch seine wuchtige Macht allein imstande wäre, dem Vaterlande den Frieden mit allen seinen Segnungen zu erhalten und gegebenenfalls zu erzwingen.

In diesem glühenden Patriotismus sah er mit Vertrauen auf den Glückstern Deutschlands unter der Führung der Hohenzollern der Zukunft entgegen.

Pessimistische Anwandlungen, die durch die religiösen und sozialen Wirren in ihm hervorgerufen wurden, verschwanden immer wieder, wenn er seinen Blick auf die gewaltige Machtstellung Deutschlands lenkte, auf das erfreuliche Aufblühen der Marine und ihr energisches Auftreten in allen Meeren, auf die Erwerbung von Kolonien, auf die staunenswerte Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte im Innern und die unergleichliche Stellung unseres Vaterlandes in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft. Seine Grundstimmung war optimistisch. Dieser Optimismus, der Ausfluß einer glücklichen Naturanlage, konnte zuweilen eine Trübung erfahren, schwand aber nicht wie bei so vielen, die in ausschweifenden Hoffnungen zu viel vom Leben erwarten, durch das Plagen der Seifenblasen ihrer Illusionen den Schmerz der Enttäuschungen erleiden und so mit Bitterkeit über die böse Welt erfüllt werden.

Davor blieb Rheinau durch einen, man möchte sagen, feinen Wirklichkeitsinn bewahrt, der seine Stütze fand in dem von Jugend an geübten Streben, sich selbst kennen zu lernen und gegen sich selbst unerbittlich zu sein. Wenn Selbsterkenntnis ein unfehlbares Mittel ist gegen übertriebene Selbstliebe mit ihren Auswüchsen, so besaß Rheinau ein gutes Teil davon, denn er war selbstlos und bescheiden, d. h. anspruchlos gegen die Nebenmenschen und das Schicksal. So hatte er z. B. keinen Ehrgeiz, der zu seinem Können außer Verhältnis stand.

Seine ganze Lebensführung war durchdrungen und beherrscht von dem ethischen Leitsatze: „Sei immer dir selbst getreu“, und wenn er in den letzten Stunden Müsterei über seine Vergangenheit hielt, so konnte er mit dem Psalmisten sagen: Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Anstrengung gewesen. Seine schönste Grabinschrift wären die leicht veränderten Worte Goethe's: „Er war hilfreich, edel und gut.“